

Leseprobe aus:

Loki Schmidt

Das Naturbuch für Neugierige



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT



Das weiße Kaninchen und die Wildgänse

Ein Vorwort 7

Von Langenhorn in die Welt

Zu diesem Buch 13

ERSTES KAPITEL

Bratäpfel à la Schmidt

Kraut und Rüben in der Küche 17

ZWEITES KAPITEL

Eisblume oder Krause Glucke

Wer ist die Schönste im ganzen Jahr? 35

DRITTES KAPITEL

Eine Expedition in den Rasen

Von Glasbausteinen und Bärtierchen 71

VIERTES KAPITEL

Urig, knorrig: klack, klack, klack

Eichen machen blauen Schnee
und guten Schinken 87

FÜNFTES KAPITEL

Morgensinger und Nachteulen

Der Chor der Gefiederten und das Käfergefängnis 103

SECHSTES KAPITEL

Goldmilzkraut, Sonnentau und Schrottplatz-Uhu

Von Hamburg in die Heide – und wieder zurück 119

SIEBTES KAPITEL

Wenn's ebbt und wenn's quillt

Der Mond, das Salz und der Nordsee-Kaktus 137

ACHTES KAPITEL

Klatschmohn aus dem Paradies

Mitbringsel von Steinzeitbauern
und alten Römern 155

NEUNTES KAPITEL

Die Wildnis am Brahmse

Schwalben streicheln im Schilf 169

ZEHNTES KAPITEL

Die Kartoffel des Kolumbus

Von Globetrottern und Migranten,
Flüchtlingen und blinden Passagieren 185

ELFTES KAPITEL

Ein Skorpion namens Loki

Wenn Pflanzen fremd gucken 203

ZWÖLFTES KAPITEL

Geranien, die nach Gondwana driften

Urzeit-Schachtelhalme für die Industrie 217

Buchempfehlungen 233

Bildnachweis 237

Das weiße Kaninchen und die Wildgänse

EIN VORWORT



Meine ersten Worte, die ich gesagt haben soll, waren «Papa», «Mama» – und ein Pflanzename. Ich konnte noch nicht richtig sprechen und habe sie «Frau Mantel» genannt. Später hieß es sogar, ich hätte vor jedem Frauenmantel, so der offizielle Name der Pflanze, einen Knicks gemacht und gesagt: «Guten Tag, Frau Mantel.» Doch daran kann ich mich nicht erinnern, das ist mir von meinen Eltern erzählt worden.

Zwei Pflanzen aus meiner Kindheit sehe ich noch genau vor mir, wie sie im Kopfsteinpflaster im Hinterhof wuchsen, in dem wir wohnten. Solche Hinterhäuser gibt es heute gar nicht mehr – zwischen den beiden Häuserzeilen, die dicht nebeneinanderstanden, war es fast immer dunkel. Wo ein bisschen Erde zwischen den Ritzen war und ein wenig Licht auf den Boden fiel, da schoben die zwei sich mühsam zwischen den Steinen hervor: *Poa annua*, das Wiesenrispengras, das ich viel später sogar in der Antarktis aufgespürt habe – aber das ist eine andere Geschichte –, und Löwenzahn.

In unserem dunklen Hof wuchs der nicht besonders hoch, auch seine Blüten blieben ganz niedrig. Aber eigentlich waren es seine Blätter, die mich von Anfang an faszinierten: Ich erinnere mich deutlich daran, wie wunderbar tief gezackt sie waren, wie ein Sägeblatt.

Ich kannte einen anderen Löwenzahn, der nicht so klein blieb: Meine Mutter führte uns nämlich oft in den Hammer Park, als wir noch nicht zur Schule gingen. Dort wuchs ein Löwenzahn mit großen, wenig gezähnten Blättern und langen Blütenstielen. Gerne hätte ich den Samen von beiden Löwenzähnen in einem Garten ausgesät und verglichen, wie sie sich dann entwickeln. Ob sie genauso aussehen würden wie die Mutterpflanzen.

Leider besaßen wir keinen Garten, in dem ich das hätte ausprobieren können. Dennoch finde ich es im Nachhinein erstaunlich, wie sich ein kleines Kind, das noch nicht zur Schule ging und sich zwei unterschiedliche Löwenzahn-Gewächse ansah, einen solchen wissenschaftlichen Versuchsansatz überlegt. Natürlich gehörten beide Löwenzähne zur selben Art – aber im Park war der Boden üppiger, und so konnte der Löwenzahn dort weitaus kräftiger wachsen als in unserem Hinterhof.

Meine Geschwister waren nicht so neugierig wie ich; sie fanden es einfach nicht spannend, diese kleinen Hinterhofpflanzen sorgfältig zu beobachten. Auch meine Eltern haben keine besondere Begeisterung an mich herangetragen. Seither habe ich oft gedacht: Nicht ich habe die Pflanzen entdeckt – die Pflanzen haben *mich* gesucht und gefunden.

Gerne hätte ich daher Biologie studiert und wäre Forscherin geworden, aber die Studiengebühren konnte ich mir damals nicht leisten. Also wurde ich Volksschullehrerin. Denn dafür musste ich nur die Einschreibgebühr bezahlen, was für mich schon genug war – ich glaube, für ein Semester 200 Mark. Meine Eltern hatten das Geld nicht, also habe ich es mir von Bekannten geschnorrt und später brav zurückbezahlt.

Natürlich habe ich dann als Lehrerin versucht, Schülern Natur nahezubringen. Wann immer es ging, sind wir zusammen nach draußen gegangen. Dann konnte ich meist gar nicht so schnell zuhören, wie die Schüler von selbst etwas entdeckten. Man kann Kinder aber auch zum Gucken und Zuhören anregen und so ihr Interesse wecken: mit kleinen praktischen Beispielen, bei denen sie etwas anfassen, ausgraben oder streicheln, am besten mit allen fünf Sinnen. Das funktioniert eher, als wenn man einen Lehrvortrag hält.

Heute kommen fast Achtzigjährige zu mir – meine ersten Ehemaligen sind ja nur elf Jahre jünger als ich – und erzählen: «Erinnern Sie sich noch? Ich hatte doch ein weißes Kaninchen, für das ich Futter gesammelt habe. Dann habe ich Sie gefragt: ‹Was darf ich davon meinem Kaninchen zum Fressen geben?› Und Sie haben gesagt: ‹Keinen schwarzen Nachtschatten, der ist giftig, auch für dich. Die schwarzen Beeren darfst du nicht in den Mund stecken. Besser ist, wenn du dem Kaninchen Löwenzahn gibst, und den gucken wir uns mal an, wenn die Schule zu Ende ist.›» Es war nur eine winzige Bemerkung nebenbei und dazu ein kleines Naturerlebnis, und das blieb hängen. Was man in dieser Zeit einpflanzt in Kinder – etwas pathetisch gesprochen: wie Samenkörnchen –, das behalten sie ihr ganzes Leben lang.

In meiner Bonner Zeit lernte ich einen Botaniker von der Uni kennen. Ab und an fragte er mich: «Wir machen wieder eine Exkursion durch die Eifel, wollen Sie mit?» Dann war ich mit Studenten des dritten, vierten oder fünften Semesters unterwegs. Ich erinnere mich, wie wir einmal einen heimischen Bärenklau fanden. Der wird nicht besonders groß, besitzt aber häufig schöne Blattscheiden, die den Stängel ganz umfassen, bevor sie in das eigentliche Blatt übergehen.

In jeder Blattscheide steckt dazu ein Seitentrieb. Nicht ihren Professor, sondern mich fragten die Studenten dann: «Was ist denn das für eine Knospe?»

Eine Knospe! Als ich erstaunt sagte: «Gucken Sie doch mal genau hin», haben sie geantwortet: «In der Knospe ist gar keine Blüte drin.» Wenn ich dann erklärt habe: «Da kommt auch gar keine Blüte raus, gucken Sie doch bitte», blickten sie mich nur verblüfft an – und haben nichts verstanden. Sie konnten nicht genau beobachten und vergleichen.

Da bekam ich schon ein bisschen Wut im Bauch, auch wenn ich die nicht gezeigt habe. Die Studenten haben heute so große Möglichkeiten. Haben die das Hinschauen nie gelernt? Das tut mir nachträglich noch weh. Was haben die für Chancen verschenkt; ganz abgesehen davon, welche Wunder man entdecken kann, wenn man hinschaut.

Auch Erwachsene können noch darauf gestoßen werden, draußen einfach mal die Augen aufzumachen – und dabei Dinge zu entdecken, die ihnen sonst verborgen bleiben. Das habe ich oft erlebt. Ab 1974, als mein Mann Bundeskanzler wurde, bekam auch ich Sicherheitsbeamte an die Seite gestellt. Die mussten mit mir mit, ob sie wollten oder nicht. Für einige war das sofort neu und faszinierend: Einer, mit dem ich Vogelschutzgebiete an der Nordsee besucht hatte, freundete sich dort rasch mit Naturschützern an und ist jetzt schon lange Mitglied im Seevogelschutzverein Jordsand.

Andere dagegen nahmen diese Ausflüge in die Natur einfach hin, weil das mit mir eben so war. Doch ohne es zu merken, haben sie sich dabei «infiziert»: Einmal waren mein Mann und ich auf dem World Trade Center, den Twin Towers in New York. Plötzlich schrie einer der Sicherheitsbeamten laut auf: «Wildgänse! Wildgänse! Wildgänse!» Und er hatte

recht. Es war ein wunderschönes Bild: die untergehende Sonne über Manhattan und davor ein Keil von Wildgänsen. Er war wirklich begeistert, sonst hätte er nicht so viele Male hintereinander gerufen. Da habe ich mich gefreut – und ihn dann doch sehr gelobt.

Ich finde, das ist ein schönes Beispiel dafür, dass Menschen sehr wohl durch die Naturbegeisterung anderer beeinflusst werden können, auch wenn sie meinen, dass es sie gar nicht interessiert. Vielleicht gelingt so etwas auch mit den Lesern dieses Buches: Sie sollen sich auf die nächste Ameise stürzen und verfolgen, wo die hinwill.

Für mich war die Zusammenarbeit mit Lothar Frenz eine Freude. Auch wenn uns zwei Generationen trennen, sind unsere Vorstellungen über Pflanzen- und Tierentwicklung im Laufe der Erdgeschichte ziemlich gleich – und nicht immer wie die gerade herrschende veröffentlichte Meinung. Ich wünsche Lothar Frenz noch viele Expeditionen und Erlebnisse, an denen wir später in Büchern und in Filmen teilhaben können.

Loki Schmidt

Von Langenhorn in die Welt

ZU DIESEM BUCH

.....

«Rauchen Sie, Herr Frenz?» Das fragte mich Loki Schmidt zu Beginn unserer ersten Begegnung. «Nein, Frau Schmidt, ich habe mein ganzes Leben lang nur getrunken», war meine Antwort, die ich – das gebe ich gerne zu – mir vorher überlegt hatte, bevor ich zum ersten Mal im Hause Schmidt in Hamburg-Langenhorn zu Besuch war. Und musste daraufhin in Loki Schmidts fassungsloses Gesicht blicken: «Sie haben es noch nicht einmal versucht?!»

Mit diesem Satz, das weiß ich heute, waren wir sogleich beim Thema dieses Buches: dem Drang und der Lust, alles um uns herum zu erforschen und zu erkunden, mit möglichst allen Sinnen zu erblicken, zu erhören, zu erschmecken, zu ertasten und zu erriechen. Einer Lebenshaltung, sich immer wieder Neuem zu stellen, eben weil man es noch nicht versucht und ausprobiert hat. Einer Neugierde des «Begreifens» also, aus der ein «Verstehen» werden kann. Dazu gehört das Unverständnis darüber, dass jemand vielleicht nicht genauso neugierig sein könnte.

Zum Glück konnte ich Loki Schmidt glaubhaft versichern, dass ich das Rauchen durchaus mal probiert hatte, es war nur einfach nicht mein Ding. Und so vereinbarten wir, beide mit dieser neugierigen Grundhaltung ausgestattet,

uns regelmäßig zu treffen und zusammen für dieses Buch die Natur zu erkunden. Über Monate hinweg gingen wir gemeinsam auf «Expedition».

Zu jeder guten Expedition gehört, das wussten wir beide aus reichhaltiger Erfahrung, dass man ein Ziel hat und gut vorbereitet ist auf das, was kommen mag. Aber genauso, dass man sich überraschen lässt von dem, was kommt: Man hält die Augen, die Ohren auf, sucht und stöbert oder lässt einfach geschehen. So haben wir es auch in den vielen Stunden Gespräch für dieses Buch gehalten. Haben uns zunächst ein Thema vorgegeben und uns dann treiben lassen – bei Kaffee, Keksen, natürlich auch Zigaretten als Wegzehrung bei unseren Gedankenexpeditionen am Tisch in Langenhorn. Dabei stellten wir rasch fest, wie gut sich eine Lehrerin und ein Journalist ergänzen können, wenn die eine von der botanischen, der andere von der zoologischen Seite kommt; wenn dazu beide mit einem ähnlichen Faible fürs Denken in erdgeschichtlichen Dimensionen, dem Blick für den ständigen Wandel auf der Erde ausgestattet sind.

So wie Kinder die Welt entdecken, ließen wir bei unseren Expeditionen die Kreise langsam größer werden: Wir begannen nicht erst vor der Haustür, sondern sogar schon im Haus, in der Küche nämlich. Wir beobachteten zunächst ganz Alltägliches wie die Jahreszeiten oder einen schlichten Rasen; zogen dann immer größere Kreise, in die Stadt, die Landschaften um Hamburg herum und brachen schließlich zu wirklich großen Expeditionen in die weite Welt auf – bis nach Amazonien, Neukaledonien und in die Wüste Namib. Und haben dabei regelmäßig Dinge entdeckt, die wir jeder für sich nicht bemerkt hätten – das Rascheln im Walde etwa (S. 64).

Unsere Grundidee war: Wer einmal genau hinschaut und dabei Schönes, Anrührendes, Spannendes, Überraschendes erkennt, der wird auch ein zweites und drittes Mal genauer hinsehen. Wer einmal eine Blüte betrachtet und deren Aufbau verstanden hat, wird Ähnliches auch in der nächsten Blüte entdecken – selbst wenn die anders aufgebaut ist. Wer einmal versucht hat, eine «Landschaft zu lesen», und sich Gedanken darüber gemacht hat, weshalb sie heute so und nicht anders aussieht, wird sich das auch bei der nächsten Landschaft fragen. Denn spannende Geschichten schlummern selbst im Pfefferkorn, im Blumenkohl oder in der vermeintlichen Einöde des Rasens – allesamt Geschichten aus dem Leben von Pflanzen und Tieren, dazu der Erdgeschichte und der Kulturgeschichte des Menschen.

In diesem Buch wollen wir uns der Natur nicht lehrbuchhaft-didaktisch nähern, sondern durch Betrachtung. Einzelne Artenporträts zeigen, wie man eine Pflanze anschauen kann. Bei jedem Hinschauen und Beobachten lässt sich lernen und vergleichen. Man kann nicht alles wissen und auch nicht alles gleich verstehen; immer bleiben Fragen offen, und aus jeder Beobachtung ergeben sich neue – zum Glück. Aber man kann sich selber ein Gerüst schaffen aus Kenntnissen und Erfahrung, in das man Selbst-Beobachtetes, Neues einordnet. Und so mehr von dem versteht, was täglich um uns herum ist.

Dieses Buch ist also eine Aufforderung, es uns nachzumachen – und einfach mal mit Neugier und Freude genau hinzuschauen, was da alles kreucht und fleucht und wächst. Wie? Sie haben es noch immer nicht versucht?

Lothar Frenz

ERSTES KAPITEL

Bratäpfel à la Schmidt



Kraut und Rüben in der Küche

Mögen Sie Bratäpfel?

Ich? Ja!

Und wie machen Sie die?

Nicht mit Zimt.

Ach, wie denn?

Wenn ich viel Zeit habe, dann steche ich ganz vorsichtig das Kerngehäuse aus, möglichst so, dass unten noch ein bisschen Apfel bleibt, damit der Inhalt nicht rausfließt. Und dort tue ich hinein: ein paar Brotkrümel, am besten vom Weißbrot, Rosinen und natürlich Zucker. Honig nehme ich nicht, weil der, wenn er warm wird, ins Endlose fließt. Das ist es schon: Rosinen, Weißbrotkrümel und Zucker, obendrauf noch ein paar Butterflöckchen, und dann kommt das Ganze in den Backofen. Hört sich doch gut an?

So, wie Sie das beschreiben, kann ich die Bratäpfel schon riechen! Aber lassen Sie mich das Rezept doch mal wieder-

holen: Sie haben aus dem Gewebe einer Sammelfrucht die eigentliche Frucht, einen Sammelbalg, entnommen – das Kerngehäuse. Dann haben Sie das entstandene Loch mit getrockneten Beeren und Krümeln eines Produktes aus gemahlenden Süßgrassamen und Treibmitteln sowie einem pflanzlichen Energiespeicherstoff wieder gefüllt. Und das Ganze mit einem Streichfett garniert – gewonnen aus einer Flüssigkeit, die aus Drüsen weiblicher Säugetiere zum Füttern ihrer Neugeborenen abgesondert wird.

Sie als Biologe überspitzen wieder gleich!

Was ich damit sagen will: Uns ist gar nicht klar, was wir da dauernd so selbstverständlich benutzen. Vielleicht sollten wir unsere Entdeckungsreisen in die Natur nicht vor der Haustür beginnen, sondern fangen am besten schon im Haushalt an.

Das gefällt mir. Beginnen wir bei den Pfefferkörnern in meiner Winzküche. Dann sind wir auch gleich da, wo der Pfeffer wächst. Der schwarze, den man kaufen kann, also nicht diese krümeligen Angelegenheiten aus dem Pfefferstreuer, sondern die dunklen Körner – die sind ja ganz hobbelig an der Oberfläche. Die weißen Körner dagegen sind glatt. Dabei stammen beide von derselben Pflanze.

Ich habe mal in Indonesien gesehen, wie der Pfeffer wächst. Die machen dort einen großen Unterschied zwischen schwarzem und weißem Pfeffer. Reifer Pfeffer ist groß wie eine Vogelbeere und knallrot – und wenn das eine edle Sorte ist oder er besonders behandelt werden soll, dann werden die reifen Körner per Hand gepflückt. Die Felder sehen übrigens aus